Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

38. Jahrgang.

Nr. 4 — Bremen-Berlin, den 21. Januar — 1905

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Durch Gottes Gnade. Von A. König. — Entstehung, Art und Geschichte des israelitischen Monotheismus. XI. Von Professor D. Baentsch. — Religionsunterricht in der Volksschule. Von Auguste Amelong. — Moderner Protestantismus in Frankreich. III. Von Lic. A. N. Bertrand. — Des Pastors Rieke. IV. Von A. Urbain. — Druckfehler-Berichtigung.

Durch Gottes Gnade.

Das von Gottes Gnadentum ist vielfach in Verruf gekommen, es hat in der Politik oft ein wenig rühmliche Rolle gespielt und mit seinen schützenden Fittichen Bestrebungen gedeckt, von denen man nicht eben sagen kann, daß sie vom heiligen Geist getragen waren und der allgemeinen Wohlfahrt dienten. Das Gottes Gnadentum hat das Selbstbewußtsein Ludwig XIV. so manchmal aus dem Schoße der Vergangenheit heraufbeschworen und verhängnisvolle Bündnisse von Politik und Religion ins Leben gerufen, die zum Teil immer noch bestehen, an die uns die fatale Formel „Thron und Altar“ jedesmal wieder erinnert. Keine Reaktion — sei es nun eine auf staatlichem oder kirchlichem Gebiet — war so schwarz, daß sie nicht von jener romantischen Höhe aus religiös verklärt worden wäre. So ist der Wunsch Schleiermachers, daß „nie der Saum eines priesterlichen Gewandes den Fußboden eines königlichen Gemaches möchte berührt und nie der Purpur den Staub am Altare möchte geküßt haben“, nur zu begreiflich und wird immer und immer wieder von denen empfunden werden, die sich dessen gewiß sind, daß das Christentum keinerlei staatlichen Druck verträgt, sondern sich gesund nur in der Luft der Freiheit zu entfalten vermag. Wer den Geist Jesu nur einigermaßen innerlich erfaßt hat, der weiß auch, daß diesem Geist nichts ferner liegt, als gesunde politische, kulturelle, soziale, kirchliche, religiöse Fortschritte zu hindern und irgend welche menschliche Institutionen zu vergöttern. Jesus sagte bekanntlich: „Der Sabbath ist um des Menschen willen gemacht, und nicht der Mensch um des Sabbaths willen; — so ist des Menschen Sohn ein Herr auch des Sabbaths.“

In diesem Worte weht nicht der Geist der Reaktion, sondern der Geist des vernünftigen Fortschrittes und es wäre nur mit Freuden zu begrüßen, wenn mit dem sozialpolitischen und kirchlichen Grundsatz, der aus diesem Ausspruch hervorleuchtet, immer mehr Ernst gemacht würde. Dann würde sich nie mehr eine Institution als Selbstzweck ansehen, sondern immer nur als ein Mittel zum Zweck der Förderung des Wohles der Menschen.

So sehr nun aber auch schon politische Institutionen mit dem „Gottesgnadentum“ Mißbrauch getrieben haben, so gibt es doch ein tief religiöses Bewußtsein, das in dem Bekenntnis: „Von Gottes Gnade bin ich, was ich bin“, seinen besten Ausdruck findet. Das Gotteskind lebt sein Leben als ein Leben von Gottes Gnade, es ist ein Feind aller Selbstvergötterung und, ob ihm noch so Großes gelungen ist, es verschmäht allen eitlen Selbstruhm und gibt Gott die Ehre.

Der Apostel Paulus kann mit gutem Gewissen im Hinblick auf seine Missionstätigkeit und Missionserfolge sagen: „Ich habe mehr gearbeitet denn sie alle“; schnell aber setzt er hinzu: „nicht aber ich, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist.“

Die Schlacht bei Sedan ist geschlagen, ein militärischer Riesenerfolg errungen, wie anders hätte ihn Napoleon hingenommen, wie ganz anders vielleicht als ihn Preußens König hinnahm, der die Depesche an seine Gemahlin mit den Worten schloß: „Welch' eine Wendung durch Gottes Fügung!“ Als Haydn die „Schöpfung“ komponiert hatte und die Töne vernahm: Es werde Licht! rief er aus: „Nein, das ist nicht mein, das ist dein Werk, o Gott!“

Dieselbe religiös-demütige Betrachtung ist auch Goethe eigen gewesen, der am Ende seiner Lebenstage Eckermann gegenüber bei Gelegenheit einmal sich also ausspricht: „Jede Produktivität höchster Art, jedes bedeutende Aperçu, jede Erfindung, jeder große Gedanke, der Früchte bringt und Folge hat, steht in niemandes Gewalt und ist über aller irdischen Macht erhaben. Dergleichen hat der Mensch als unverhoffte Geschenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten. . . . In solchen Fällen ist der Mensch oftmals als ein Werkzeug einer höheren Weltregierung zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses.“

So sprach Goethe, so spricht die Religion der Gotteskindschaft, die Religion Jesu: „Nicht aber ich, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist.“ Wer von diesem Gefühle durchdrungen ist, ist gefeit gegen die verwegenen Irrtümer Nietzsches. Mancher kleine Geist, der sich jetzt als Übermensch spreizt, täte gut, von großen Geistern zu lernen, die sich trotz ihrer Größe und Genialität nicht schämten, Gottes Kinder zu bleiben. Das kecke Sichlosreißen vom lebendigen Urgrund, von Gott, dem Vater des Alls, endet gewöhnlich mit einem Sturz in die Tiefe; es gibt auch Tiefen des Unfriedens, der Unseligkeit; und für so manche Seele ist der Zweifel an Gott der Anfang der Verzweiflung gewesen.

Wir brauchen die Religion der Gotteskindschaft, das Bewußtsein: „Von Gottes Gnade bin ich, was ich bin“, zu unserem inneren Lebensbestand und darum wollen wir weiter nichts sein und wissen nichts Höheres zu werden als Gottes Kinder. Darum wollen wir bei all' dem, was uns glückt, was wir erreichen, unser ich recht klein schreiben, dafür aber

um so größer und leuchtender die Worte: Denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

Nermsdorf. A. König.

Entstehung, Art und Geschichte des israelitischen Monotheismus.

(Von der Mitte des 8. Jahrhunderts bis zum Ende des babylonischen Exils.)

XI.

Wie schon am Schluß des letzten Artikels bemerkt war, bleibt uns jetzt nur noch übrig, die Geschichte des monotheistischen Gedankens von der Mitte des 8. Jahrhunderts an bis in die letzten Jahrhunderte vor Christus in ihren Hauptphasen zu verfolgen, wohlverstanden, nur in ihren Hauptphasen. Denn eine minutiöse Darstellung der einzelnen Nüancen, die dieser Gedanke bei den einzelnen Propheten und in den verschiedenen Kreisen der Frommen Israels und des Judentums zeigt, würde eine Arbeit für sich sein, für die der dem Verfasser in dieser Zeitschrift zur Verfügung stehende Raum kaum ausreichen würde.

Die erste Hauptphase umfaßt den Zeitraum von der Mitte des 8. Jahrhunderts bis zum babylonischen Exil i. J. 586. Innerhalb dieses Zeitraums besteht wenigstens Juda noch als nationaler Staat, während das nordisraelitische Königtum bereits gegen Ende des 8 Jahrhunderts mit der Zerstörung seiner Hauptstadt Samaria i. J. 722 und der Gefangenführung eines großen Teiles seiner Bewohner in die sogen. assyrische Gefangenschaft seine Rolle ein für alle mal ausgespielt hatte. Es läßt sich denken, daß, so lange der nationale Staat und damit natürlich zugleich die alte Nationalreligion in Kraft stand, der monotheistische Gedanke eine vollkommen freie Entfaltung nach allen Seiten hin und bis in seine äußersten Konsequenzen hinein nicht recht erfahren konnte. Die alte Nationalreligion warf auf den emporstrebenden jungen Gedanken vielfach noch ihre Schatten und hinderte dadurch sein kräftiges Wachstum. Zwar sind Propheten wie Amos, Hosea, Jesaias, Micha im Prinzip durchaus Monotheisten. Ihnen ist Jahve keineswegs mehr der Herr allein in Israel, und wenn sie auch seine besondere, durch die Geschichte gegebene Beziehung zu Israel keineswegs leugnen, so erscheint doch der Vorzug, den Israel dadurch vor anderen Völkern besitzt, durch das hohe Maß der Verantwortung, das Israel damit auferlegt ist, aufgewogen. „Seid ihr mir nicht wie die Kuschiten, ihr Israeliten? Habe ich nicht Israel aus Ägypten heraufgeführt und die Philister von Kaphtor und die Aramäer von Kir?" so läßt Amos Kap. 7, 1 Jahve die Israeliten fragen, und Kap. 3, 2 sagt derselbe Prophet in Jahves Namen: „Von allen Völkern der Erde habe ich nur euch erwählt; eben darum werde ich alle eure Verschuldungen an euch heimsuchen!" Und läßt sich etwa ein schöneres, volleres Bekenntnis eines abgeklärten Monotheismus denken, als es Jesaias in Kap. 6, 3 des nach ihm benannten Buches ausspricht: „Heilig, heilig, heilig ist Jahve der Heerschaaren, und alle Lande sind voll von seiner Herrlichkeit"? Man wolle an diesem Ausspruche namentlich die eigentümliche Wandlung, die der charakteristische Beiname Jahves „Herr der Heerscharen" hier erfahren hat, beachten. Dachte das Israel der ersten Königszeit bei dieser Bezeichnung an seine eigenen Heerscharen, die der Nationalgott Jahve zu Kampf und Sieg führte — er heißt deshalb 1. Sam. 17, 45 geradezu der Herr der Schlachtreihen Israels —, so liegt dieser Gedanke bei einem Jesaia in himmelweiter Ferne. Jahve ist bei ihm und den anderen großen Propheten so wenig der Anführer seines Volkes in Kampf und Streit, daß er vielmehr feindliche Heere gegen sein eigenes Volk entbietet, um sein Volk durch sie züchtigen und sein Land verwüsten zu lassen. Man könnte eher daran denken, daß Jahve jetzt als der Anführer feindlicher Heerscharen seinen alten Ehrennamen führe. Aber auch diese Annahme griffe noch viel zu niedrig. Jahve heißt bei den Propheten so als der Herr aller Mächte, die im Himmel und auf Erden sind, als der allmächtige Gott, dem alle Mächte und Kräfte des Kosmos dienstbar und zu Willen sein müssen. Welch eine unermessene Weite, welch eine Tiefe und Höhe liegt doch in dieser Gottesvorstellung! Was will dagegen die Gottesvorstellung der alten Nationalreligion, die Jahve an die engen Grenzen eines kleinen Ländchens bindet, bedeuten?

Ich erwähnte eben schon, daß nach der Überzeugung der großen Propheten Jahve Macht und Verfügung hat auch über die Heere der benachbarten Völker. Er kann sie entbieten, wann er will, und gegen sein eigenes Volk ins Feld führen, wenn es sein muß, vergl. z. B. Jes. 7, 18. Gerade auch in diesem Zuge zeigt sich uns wieder eine charakteristische Äußerung des monotheistischen Bewußtseins. Denn wenn Jahve feindliche Heere entbieten kann, so ist das nur unter der Voraussetzung möglich, daß er der unbeschränkte Herr über die Völker ringsum und zugleich über ihre Götter ist. Die Erwähnung der Götter führt mich gleich zu einer anderen Frage, die in diesem Zusammenhange erledigt werden will. Was nämlich diese Götter betrifft, so wird man aus den Äußerungen der Propheten nicht recht klug darüber, ob diese Propheten wirklich noch mit der Existenz dieser Götter rechnen oder ob sie in ihnen lediglich Produkte menschlicher Einbildung sehen. Beide Vorstellungen laufen, wie es scheint, neben einander her; bald gewinnt die eine, bald die andere die Oberhand. Oft weiß man auch nicht, ob es sich bei der Erwähnung von Göttern nicht nur um einen modus dicendi handelt. Aber auch, sofern die Propheten wirklich noch mit der realen Existenz solcher göttlichen Wesen rechnen, so gelten sie ihnen doch als durchaus ohnmächtig, als Nichtse, wie Jesaias sich mit Vorliebe auszudrücken pflegt, als gehaltlose Schemen, die den Namen „Götter" eigentlich gar nicht mehr verdienen und jedenfalls mit Jahve auch nicht von ferne mehr konkurrieren können. Will man in einer derartigen Anschauung eine Beeinträchtigung des monotheistischen Gedankens sehen, so hat sie jedenfalls mehr einen theoretischen als praktischen oder wesentlichen Charakter. Die Hauptsache ist und bleibt jedenfalls, daß diese Götter der alleinigen Gottheit Jahves jetzt nicht mehr hindernd im Wege stehen. Man bedenke übrigens, daß eine derartige Anschauung bis ins Neue Testament und in die altchristliche Zeit hinein nachwirkt, und daß selbst einem Manne wie Origenes die alten Heidengötter noch als böse Dämonen oder abgefallene Geister gelten (contra Cels. III. 28).

Neben einer solchen unwesentlichen zeigt der monotheistische Gedanke bei den vorexilischen Propheten aber doch auch eine sehr wesentliche Einschränkung, insofern nämlich, als der sein logisch notwendiges Correlat bildende universalistische Gedanke an ein für alle Menschen bestimmtes Heil so gut wie noch gar nicht ausgebildet ist. Diese älteren Propheten kennen wohl einen Gott über die ganze Welt, aber ein Heil — sofern sie überhaupt von einem solchen reden — doch nur für Israel. Denn all die schönen universalistischen Heilsweissagungen, wie sie sich z. B. Jes. 2, 1—4, 19, 23—25, Mich. 4, 1—5 finden, stehen in dem wohl begründeten Verdacht, spätere Hinzufügungen aus nachexilischer Zeit zu sein. Läßt man alle von der Kritik angefochtenen Stellen der älteren Prophetenbücher beiseite, so gewinnt man durchaus den Eindruck, daß Jahve zwar Macht hat über die gesamte Völkerwelt, aber daß er sich um ihr Wohl und Wehe nicht stetig kümmert. Seine Sorge gilt im Grunde nur Israel. Man beachte nur, wie namentlich bei Jesaias sich alles nur um Jerusalem und Juda dreht. An die Völkerwelt denkt Jahve eigentlich nur dann, wenn er sie zum Werkzeuge des Gerichts braucht. Hat das Werkzeug seine Schuldigkeit getan, so legt er es wieder beiseite, um es vielleicht bei gelegener Zeit wieder einmal hervorzuholen. Das heißt also mit dürren Worten: Jahve kümmert sich um andere Völker nur insoweit, als es die pädagogische Rücksicht auf sein erwähltes Volk erfordert. Doch wir dürfen noch einen anderen

Anlaß nicht vergessen. Jahve kümmert sich nämlich um fremde Völker auch dann, wenn er einen triftigen Grund hat, mit ihnen ins Gericht zu gehen. Eine klassische Stelle hierfür ist Jes. 10, 5 ff. Weil Assur, nicht zufrieden mit der ihm von Jahve zugedachten Rolle, als Zuchtrute für Juda zu dienen, allzuhoch hinaufstrebt und Völker unterjocht und Königreiche zerstört, die nicht für es bestimmt sind, wird Jahve ein furchtbares Gericht an Assur vollziehen. Er wird seinen Übermut brechen, in sein Fett die Darre bringen und es an einem Tage im Feuer des Gerichts aufgehen lassen. Ja, wenn Jes. 10, 17 nicht ein späterer Zusatz ist, so hat der Prophet Jesaias sogar die kühne Erwartung oder wenigstens den Wunsch gehegt, daß Israel selbst für Assur zur verzehrenden Flamme und sein Heiliger d. h. Jahve zum vernichtenden Feuer werden möge. Und in der sicher echten Stelle Jes. 14, 25 schwelgt Jesaias in dem nicht minder kühnen Gedanken, daß die gewaltige assyrische Macht in dem kleinen Berglande Juda von einer vernichtenden Katastrophe heimgesucht werden solle. Man merkt hier deutlich die Stimmung des in seinen heiligsten Gefühlen beleidigten Patrioten. Israel hat zwar die Züchtigung durch Assur reichlich verdient, das ist die felsenfeste Überzeugung des von seinem unbestechlichen religiös-sittlichen Urteile geleiteten und über alle nationalen Rücksichten hinausgehobenen Propheten Jesaias; aber „wehe Assur, daß es sich an Juda und Jerusalem so schlimm vergriffen", das ist der aus dem tiefsten Herzen kommende Aufschrei desselben Jesaias in seiner Eigenschaft als jerusalemischer Bürger und Patriot. Wenn irgendwo, so kann man gerade bei dem großen Jesaia, diesem begeisterten Bürger des herrlichen Zion, den nationalen Einschlag innerhalb des monotheistischen Gedankens deutlich spüren und studieren.

So kommen die Heiden also für das ganze vorexilische Prophetentum eigentlich nur in Betracht entweder als Werkzeuge oder aber als Objekte des Gerichts. Selbst der an der Grenze unseres Zeitalters stehende tiefinnige Jeremias, dem die Religion Israels so viel neue und reiche Erkenntnisse und so viel tiefgehende Anregungen verdankt, hat für die Heiden kein Wort der Hoffnung übrig. Freilich hatte ja gerade auch dieser Prophet mit seiner ganzen Seele an seinem tiefgesunkenen und tiefunglücklichen Volke zu arbeiten, so daß ihm für einen Gedanken an die Völker draußen kaum Zeit übrig blieb. Um so mehr wollen wir uns im Interesse des Gedächtnisses dieses Großen unter den Propheten darüber freuen, daß die zornsprühenden Gerichtsreden gegen die Völker, die das nach ihm benannte Buch enthält, nicht sein Eigentum, sondern die Zutaten späterer Epigonen sind.

Vielleicht hätte sich der monotheistische Gedanke in Israel nie ganz aus seiner Verflechtung mit national-religiösen Elementen herausgelöst, wenn nicht die historischen Verhältnisse den Entwicklungsprozeß dieses Gedankens in so überaus günstiger Weise beeinflußt hätten. Im Jahre 586 mußte der größte Teil der Judäer in die babylonische Gefangenschaft wandern. Damit war der Zusammenbruch des nationalen Staates der Judäer, der den nördlichen Bruderstaat um fast anderthalb Jahrhundert überlebt hatte, besiegelt. Mit dem Zusammenbruch des nationalen Staates brachen aber auch die nationalen Schranken, die bisher den monotheistischen Gedanken an seiner freien Entfaltung gehindert hatten, zusammen. Es ist sicher kein Zufall, daß gerade im Exil, das wir darum als die zweite Hauptphase in der Entwicklung des monotheistischen Gedankens betrachten, der erste jüdische Monotheist, der diese Bezeichnung im Vollsinne des Wortes verdient, uns entgegentritt. Dieser Monotheist ist der große Prophet unbekannten Namens, den man heute gemeinhin als Deuterojesaias zu bezeichnen pflegt, aus dem rein äußerlichen Grunde, weil die Reden, die uns von ihm überliefert sind, dem älteren Jesaiasbuche aus Zufall oder aus irgend welchem uns nicht näher bekannten Grunde angefügt worden sind. Diese Reden, die man ihres hochpoetischen Charakters willen lieber als Gedichte bezeichnen sollte, finden sich in den Kapp. 40—55 des sogen. Jesaiasbuches, nicht, wie man früher allgemein annahm, in den Kapp. 40–66, denn es ist heute erkannt, daß die ganz anders gearteten Kapitel 56—66 von einem anderen unbekannten Verfasser aus nachexilischer Zeit, oder, wie man kurz sagt, von einem Tritojesaias herrühren müssen.

Dieser Deuterojesaias bekennt nun nicht nur den monotheistischen Gedanken in einer bis dahin noch nicht dagewesenen Reinheit und Abgeklärtheit, wovon fast jedes Kapitel seines Buches Zeugnis gibt, sondern er zieht auch zum ersten Male aus ihm die universalistische Konsequenz. Regiert nur ein Gott die Welt, so müssen auch alle Menschen diesem einen Gotte dienen und seines Heiles sich freuen dürfen. Der Beruf, den Völkern und den fernen Gestaden die wahre Religion dieses einen Gottes zu bringen, fällt nach ihm Israel zu, das ja zunächst diesen einen Gott erkannt und dem dieser Gott als seinem erwählten Knechte sich in besonderer Weise offenbart hat. So taucht bei Deuterojesaias zum ersten Male der Missionsgedanke im Alten Testamente auf. Das ist um so bemerkenswerter, als sonst dieser Gedanke sich im Alten Testament verhältnismäßig selten findet. Denn die alttestamentliche Erwartung, soweit sie überhaupt mit einer Zukunft der Heiden rechnet, geht im allgemeinen dahin, daß die Völker, durch Jahves große Taten von seiner unvergleichlichen Macht überzeugt, sich von selbst aufmachen, um Jahve zu huldigen und sich ihm als Diener anzubieten.

Die Stücke nun, in denen sich diese hohen Gedanken ausgesprochen finden, sind namentlich die sogenannten „Ebed Jahve-Lieder", d. h. die Lieder vom Knechte Jahves, Jes. 42, 1—4, 49, 1—6, 50, 4—9, 52, 13—53, 12. Es besteht ein alter, bis heute noch nicht zum völligen Austrag gebrachter Streit darüber, ob dieser „Ebed Jahve" oder „Knecht Jahves" von einer uns nicht näher bekannten Einzelperson oder kollektivisch, sei es nun von dem ideal aufgefaßten Gesamt-Israel oder bloß von dem frommen Kerne des Volkes, zu verstehen sei. Glücklicherweise macht diese Unsicherheit in der Auffassung für unsere Darstellung nichts wesentliches aus, da der für uns in Betracht kommende Kerngedanke dieser Lieder davon unberührt bleibt. Wir sind demnach der Notwendigkeit, auf das hier vorliegende äußerst verwickelte Problem näher einzugehen, überhoben und können uns auf die einfache Bemerkung beschränken, daß, wenn man die Lieder als integrierende Bestandteile der Reden des Deuterojesaias betrachtet, sich allerdings die kollektivische Fassung des Ebed als Israel oder besser vielleicht noch als der fromme Kern des Volkes am meisten empfiehlt, daß sich aber bei der Lektüre der Lieder ohne Rücksicht auf den Zusammenhang, in dem sie jetzt stehen — denn sie haben ursprünglich wohl einmal eine selbständige Sammlung gebildet — die individuelle Deutung, bei der sich uns die ganze Tiefe und Schönheit der Lieder recht eigentlich erst erschließt, als die angemessenere aufdrängt. Wie man sich nun aber auch zu diesen Fragen stellen möge, jedenfalls erscheint der Ebed oder Knecht Jahves als das von Jahve mit hohen Gaben des Geistes und des Charakters ausgestattete Organ zur Missionierung der Heidenwelt, und es bleibt somit unter allen Umständen die Thatsache bestehen, daß nach der Erwartung des Deuterojesaias die wahre Religion den Heiden durch israelitische Vermittlung dargeboten werden soll. Man hat nun freilich gerade aus dieser Form der Erwartung dem Deuterojesaias einen Strick drehen wollen und ihm jüdischen Nationalitätsdünkel vorgeworfen, weil er Israel bei der Bekehrung der Völkerwelt eine solche Rolle spielen lasse und eben dadurch zum Ausdruck bringe, daß nach seiner Überzeugung das Heil nur durch die Juden kommen könne. Aber welche Religion in aller Welt hätte denn Deuterojesaias sonst für geeignet halten können, Weltreligion zu werden? Gab es denn unter den antiken Religionen auch nur eine, die dem ethischen Monotheismus der Propheten hätte an die Seite gestellt werden können? Und kann man da noch von irgend welchem Dünkel reden,

wenn der Prophet das Beste, das sein Volk besaß, zum Gemeingut der Menschheit machen will? Würde ein dünkelhafter Jude nicht gerade darauf aus gewesen sein, das Beste für sein eigenes Volk zurückzubehalten, um dann mit Verachtung auf die Gojim herabsehen zu können? Es gehört schon eine tüchtige Portion von historischem Unverstand gemischt mit einem starken Schuß von Antisemitismus dazu, um das zu verkennen.

Jena. Prof. D. Baentsch.

Religionsunterricht in der Volksschule.

„Ziehe deine Schuhe aus, denn der Ort, darauf du stehest, ist heiliges Land!" Mit diesen Worten eröffnete ich einen vor ungefähr 10 Jahren vor den Mitgliedern unseres Schulkollegiums gehaltenen Vortrag, dessen Thema lautete: Religionsunterricht in der Volksschule. Sicher ist: wo immer mit Treue und Ernst an der Erziehung der Kinder gearbeitet wird, da ist heiliges Land. Unter dem ungeteilten Beifall meiner Mitarbeiter bin ich damals mit warmen Worten dafür eingetreten, daß die Kinder in der Schule Gott als ihren Vater und die ganze Schöpfung als sein Werk kennen lernen sollten, daß ihre Augen sollten geöffnet werden für die Schwachheit des menschlichen Wesens und Willens und daß sie deswegen Christus kennen lernen müßten, um durch ihn das zu werden, wozu Gott sie bestimmt hat, nämlich sittlich religiöse Persönlichkeiten. Meine Überzeugung und die Zustimmung meiner Zuhörer waren um so stärker, als, uns allen unbewußt, das uns gesteckte, und wie ich betonte von uns nie ganz erreichte Ziel den Wert unserer Arbeit steigen ließ und die Bedeutung unserer religiösen Unterweisung bis ins Unendliche hob. Seither sind Jahre vergangen, Jahre reich an Erfahrungen und Enttäuschungen, und ich habe viel, viel bescheidener denken gelernt über den Wert unserer Arbeit.

Angesichts der Tatsache, die nicht wegzuleugnen ist und die von allen Lehrern beobachtet wird, der Tatsache nämlich, daß ein ungeheures Mißverhältnis besteht zwischen der in der Schule geleisteten Arbeit und ihrem kläglichen Erfolg, dürfen wir uns nicht mehr beruhigen durch das Trostwort, daß unsere Arbeit eine Saat auf Hoffnung ist. Auch der Hinweis darauf, daß auch Christus keinen Erfolg seiner Arbeit gesehen habe, beruhigt uns nicht. Christus hat der Welt große, herrliche Ideen geschenkt und in der Welt sein großes, herrliches Menschenleben gelebt. Die Ausbreitung und Einführnng in das Verständnis dieser Ideen, den Sinn für das Innerliche, Ewige zu wecken, ist die Arbeit des Religionslehrers. Des Religionslehrers? Ist Christus im eigentlichen Sinn ein Religionslehrer gewesen? „Lasset die Kindlein zu mir kommen!" Dieses Wort ist so oft als Parole für die religiöse Erziehung der Kinder gebraucht worden, daß es in unseren Augen eine unerträgliche Phrase geworden ist. Jesus hat aber nicht in der Art die Kinder zu sich kommen lassen, wie wir es tun. Er sammelte sie nicht zu 50—80 in meist schlecht gereinigten und schlecht gelüfteten dumpfen Räumen, um ihnen, nachdem sie gezwungenerweise gekommen sind, lange und kurze Geschichten aus der Geschichte des Volkes Israel oder auch aus seinem Leben, nebst langatmigen schwerverständlichen Abstraktionen seiner Lehre einzuprägen, und zwar derart, daß sie den Kindern jederzeit im Gedächtnis gegenwärtig sind. Er lehrte nicht Religion wie wir, und doch wissen wir von ihm, daß Religion haben bedeutet mit frohem freiem Mut ein starkes, reines Leben führen in der Gegenwart Gottes. Wir wissen das ganz genau, und doch glauben wir dem Volke die Religion zu erhalten, indem wir täglich im Anschluß an Stunden- und Lehrpläne biblische Geschichten, Katechismusfragen und Liederstrophen behandeln und lernen lassen.

Alle die religiösen Stoffe, die für uns Erwachsene zwar manches Goldkorn der Wahrheit einschließen, wovon aber auch vieles von uns als unzeitgemäßer Ballast empfunden wird, wird den armen Kinden als unerträgliche Last aufgebürdet, und von Zeit zu Zeit kommt der Vertreter der Behörde, der Revisor, und erforschet mit Fleiß an der Hand des sorgfältig geprüften Lehrplanes, ob alles sitzt und also dem Volke die Religion erhalten wird. So lange in den Schulen und Schulverwaltungen dem Grundsatz gehuldigt wird, daß Religion Sache des Intellektes ist, eine Sache, die man lernen kann oder sogar etwas, das man auswendig lernen kann, wie man das Einmaleins oder mathematische Lehrsätze auswendig lernt, so lange ist eine Kontrolle, die darüber wacht, daß der zu behandelnde Religionsstoff ordnungsmäßig und in der richtigen Reihenfolge eingeprägt wird, durchaus am Platze. Wehe aber, wenn uns Lehrern die Empfindung schwindet, daß wir leeren Verbalismus treiben müssen. Worte, Worte, nichts als Worte und für die geistig Armen unter den Kindern sind es vielfach nur Wörter, die in ungeheuren Massen in den kleinen Köpfen aufgehäuft werden und deren Einprägung vielleicht das Gedächtnis des Kindes stärkt, die Fähigkeit jedoch, die Willigkeit zum selbständigen Denken, zum logischen Ziehen von Schlüssen in den Kindern vollständig vernichtet, weil der Geist des Kindes ermüden und erschlaffen muß unter der Menge der ihm aufgezwungenen fremden Begriffe ohne Vorstellung, unter der Last der ungelösten Fragen.

Glücklich der Lehrer, dessen Kinder noch fragen! Aber die meisten gewöhnen sich das Fragen und auch das Denken ab, das Resultat kann ja auch gar kein anderes sein; von einer vorsichtigen und langsamen Entwicklung der in dem einzelnen Kinde schlummernden religiösen Anlagen seitens des Lehrpsychologen kann schon deswegen keine Rede sein, weil jedem Lehrer, der eine Klasse zu unterrichten hat, das Resultat des zu behandelnden und zu vertiefenden Stoffes von vornherein fest steht.

Und die Kinder? Seien wir ganz aufrichtig! Sie geben in ihren Antworten nicht den Ausdruck ihres eigenen religiösen Gefühles und des Eindruckes, den das Bibel- oder Katechismuswort auf sie gemacht hat, wieder, sondern sie haben in täglicher, langer Übung ein Gefühl bekommen für das, was der Lehrer, wie sie wissen, gern hören möchte; das Kind merkt unbewußt, worauf der Lehrer hinarbeitet und was er als Resultat der Unterrichtsstunde erkannt haben will. Indem das Kind sich den Wünschen des Lehrers fügt und sein subjektives religiöses Gefühl niederhält und schließlich ertötet, geht ihm die Fähigkeit verloren, sein Ich zu erkennen und persönlich zu erfahren, welcher Art die Gaben sind, die Gott ihm und gerade ihm schenken muß, damit einem Bedürfnis seines inneren Lebens abgeholfen werde. — „Selber erkennen was uns not ist", das ist bei unserem heutigen Unterrichtsbetrieb unmöglich.

Man möge mir verzeihen, wenn ich in folgendem persönlichen Erfahrungen, die aber, wie ich glaube, typisch sind, Ausdruck gebe. Auf die Gefahr hin, nur „genügenden" oder gar „mangelhaften" Religionsunterricht zu geben, betrachte ich den religiösen Stoff als Mittel zu dem Zweck, den Kindern zu zeigen, wie die Menschen, von denen die Bibel erzählt, persönlich zum Gottesglauben standen, wie sie mit ihrem Gemüt und Gewissen und Willen die ihnen durch Christus gebrachte frohe Botschaft von der Liebe Gottes und der Herzenserneuerung aufnahmen, in dem Gedanken, auf diese Weise verwandte Saiten in den Kindern zum Klingen zu bringen. Weil ich hierzu außerordentlich viel Zeit gebrauche, so muß ich natürlich das viele Memorieren hintenan stellen. Aber auch hierbei mache ich die quälende Beobachtung, daß die Kinder mir nichts Eigenes geben, sondern daß sie mehr oder minder geschickt gelernt haben, mit bestimmten Begriffen und Ausdrücken zu operieren, weil sie denken, ich wolle es so hören. — „Gottes Wille muß unser Wille werden", — „wir müssen Jesu Gesinnung bekommen", — „Jesus zeigt uns den Weg zu Gott", — „wir stärken unseren Glauben, wenn wir uns an ihm halten", — „selig sein, heißt der Liebe Gottes gewiß sein", — „in der

Hölle sein, heißt fern sein von Gott", — alles dieses und ähnliches haben die Kinder nur scheinbar erkannt, in Wirklichkeit mir nachgesprochen.

Begangene Fehler können nur in Zukunft vermieden werden, wenn sie zunächst klar erkannt wurden. Wir Religionslehrer begehen einen ungeheuren Fehler. Wir gleichen dem Gärtner, der, weil seine Myrthen nicht blühen wollen, entweder, weil das Klima ihnen nicht zusagt oder auch, weil sie zu jung und schwach sind, hingeht und künstliche Blüten so sorgfältig an ihnen befestigt, daß man sie fast nicht von echten unterscheiden kann. Es sieht ja solcher Myrthenbaum, besonders von weitem gesehen, ganz entzückend aus, schon allein wegen der Fülle der Blüten, die er zu tragen im stande ist. Etwas im Hintergrund des Schaufensters aufgestellt, macht sich so ein künstlich blühendes Bäumchen wunderschön, wie ich mich oft überzeugt habe, und es wird reichlich von Vorübergehenden bewundert. Dazu verändern sich die künstlichen Blüten nicht im geringsten, höchstens daß sie mit der Zeit einstauben, sie welken nicht, verblühen nicht, und sollte einmal eine abfallen, so kann sie mit Leichtigkeit durch eine andere ersetzt werden. Tagtäglich bietet das Bäumchen denselben ordentlichen Anblick.

Dieses Myrthenbäumchen ist das getreue Abbild einer wohlgedrillten Schulklasse. Es ist sichtbar, wie der brave Lehrer gearbeitet hat, wie die Kinder brav gelernt haben. Die vielen erhobenen Finger zeigen bei einer etwaigen Prüfung, wie viele Blüten der Lehrer an das Glaubensbäumchen der Kinder angebunden hat. Muß ihm da nicht das Herz im Leibe lachen! Ach, er weiß nur zu gut, daß er die Blumen angebunden hat, daß sie niemals Früchte bringen können, weil sie nicht aus dem Herzen der Kinder herausgewachsen sind. Warum reißen denn unsere Schulentlassenen die vom Lehrer so mühsam befestigten Blüten sofort ab, um sie wegzuwerfen? Ist das immer Gottlosigkeit? Nein, darum, weil sie ihnen nichts individuell eigenes sind, weil sie nicht aus dem Gemüt und Gewissen der Kinder herausgewachsen sind. Vielfach ist dieses sich freiwillige Losreißen von Kirche und Bibel von allem, was der junge Mensch nach seiner Erfahrung für Religion hält, nur ein gewaltsam sich zur Geltung bringender Wahrheitsdrang, das Verlangen, das zu scheinen, was sie sind, ein unbewußtes echt protestantisches Brechen mit dem Autoritätsprinzip.

Aber nicht alle Schulentlassenen entleeren ihr Bäumchen seiner künstlichen Pracht: in entsetzlicher Selbsttäuschung halten sie das, was doch nicht ihr eigen ist, was von ihnen aber doch so lange gelernt, gesagt und bekannt worden ist, weil es in der Schule von ihnen verlangt wurde, für den Ausdruck ihres eigenen religiösen Gefühles und bilden so in der Gemeinde das, was man mit dem Ausdruck „Herdenmensch" bezeichnet. Selbstverständlich wird ein solcher Glaube nie der Sieg sein, der die Welt überwindet; im besten Falle aber werden diese Kinder artige, brave, aber nicht sittliche Menschen, denn um sittlich zu werden braucht der Mensch Freiheit zu wollen.

„Wie denken Sie sich eigentlich den Religionsunterricht der Zukunft?" So fragte mich vor einiger Zeit ein Bekannter, als ich ihm die oben angeführten Bedenken über unseren heutigen Unterrichtsbetrieb aussprach. — Ja, wenn ich das mit klaren Worten sagen könnte, so wäre ich ein Reformator. Aber eins weiß ich, daß der Unterricht der Zukunft anders sein muß als der heutige; denn bei letzterem wird nichts erreicht. Ich weiß auch, daß nur dann, wenn die Kinder unter den Einfluß religiöser Persönlichkeiten gestellt werden, auch sie solche werden können. Niemals und nirgends hat sich religiöses Leben anders als an religiösem Leben entzündet, niemals anders als unter der Einwirkung christlich-ethischer Ideen. Es gibt für das Christentum keinen anderen Beweis als den des „Geistes und der Kraft", der von Mensch zu Mensch wirkt bei denen, die dafür empfänglich sind. Also muß in Familie und Schule die Luft eine christliche, reine sein, also muß der Lehrer ein Mensch sein, dessen Lebensideal es ist, so gesinnt zu sein wie Jesus war.

Freilich, das hierzu erforderliche Reifezeugnis ist in keinem Seminar zu holen und von keiner Prüfungskommission zu erhalten; — dennoch muß die Forderung bestehen bleiben. Und an diese möchte ich eine zweite schließen: Der Religionsunterricht darf in Zukunft nicht unter Aufsicht des Staates und unter behördlicher Kontrolle stehen. Der einzige Revisor des Religionslehrers soll sein Gewissen sein.

Allein die Eltern der Kinder haben zu bestimmen, ob, wann und von wem ihre Kinder Religionsunterricht erhalten sollen; als Altersgrenze möchte ich das 11. Lebensjahr wünschen.

Die Bildung des Gemütes und des Willens, nicht in erster Linie Einprägung des Stoffes, muß Ziel des Unterrichtes sein. Als Mittel hierzu gebrauche der Lehrer das Lebensbild und Lebenswerk großer frommer Männer und Frauen. Im Mittelpunkt des Unterrichts muß immer das Bild Jesu stehen. Es wäre eine schöne Aufgabe für einen pädagogisch gebildeten Theologen, ein „Leben Jesu" zu schreiben für 11—14 jährige Kinder, ebenso ein Buch: „Paulus und sein Lebenswerk", ferner: die „Propheten Israels", das „Ewige in der Religion Israels" usw. Nicht alle Bücher sollten im Unterricht gebraucht werden, sondern in die Schulbibliotheken aufgenommen und an Schüler, die danach verlangen, verliehen werden. Selbstverständlich ist mir, daß der Religionslehrer nicht unerfahren ist in der Religionsgeschichte der Völker, es darf für ihn kein Widerspruch bestehen zwischen seiner modernen Weltanschauung und seinem Glauben; er muß verstehen, die Bibel geschichtlich, nicht dogmatisch zu betrachten.

Alle negativen Forderungen und Gebote sind zu vermeiden. Es soll für das Kind kein „du sollst nicht!" sondern nur ein „ich will!" geben. Vergessen wir nicht, daß durch das Gesetz „Erkenntnis der Sünde kommt" und verbotene Früchte immer besonders reizen. Alle die christlich-sittlichen Forderungen, innerhalb derer das Kind lebt, die Forderung der Wahrhaftigkeit, der Gerechtigkeit, des Gehorsams, der Nächstenliebe, der Treue soll das Kind erst als berechtigt und selbstverständlich erkannt haben, ehe sie ihm als der Ausdruck des göttlichen Willens, von dem wir im Grunde alle nur stammeln, den aber Christus am klarsten erkannte, gegeben werden. Erst dann, wenn die Kinder innerlich ihr „Ja" zu diesen Forderungen gesprochen haben, hat es Zweck, etwa die Bergpredigt sich aneignen zu lassen. — Nun kann man einwenden, daß doch niemand wissen kann, wann die Kinder dieses „Ja" sprechen. Das ist richtig, aber ich schlage des weiteren vor, daß die Kinder keine Zeugniszensuren im Religionsunterricht bekommen sollen, daß ferner nicht gestraft und belohnt werden darf, wodurch der Ehrgeiz niedergehalten wird, daß der Lehrer weniger Lehrer als Freund und Berater sein soll. Ich denke, daß die Kinder dann vertrauensvoller sein werden und dem Lehrer Blicke in ihr Inneres möglich werden.

Viele Kinder aber werden dennoch zu schüchtern sein, um Fragen an den Lehrer zu richten, oder auch zu wortarm, um sich äußern zu können, man gehe dann freundlich und liebevoll auf ihr Gestammel ein und suche ja nicht aus ihnen herauszupressen, was sie nicht haben oder nicht geben können oder wollen. Ein religiöser Schweiger ist mir lieber als ein religiöser Schwätzer. Vor allen Dingen müssen diese Stunden Sonnenschein, Licht und Wärme in das Herz der Kinder bringen und zu den schönsten Erinnerungen ihrer Schulzeit gehören, eine wirkliche frohe Botschaft von der Liebe Gottes für sie geworden sein.

An der Wand des Arbeitszimmers eines Lehrers, Schulleiters, Inspektors und Schulrates wünsche ich aber in großen Lettern zu lesen den Spruch Jesu über den Wert einer jeden Menschenseele: „Was nützte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele!" Auguste Amelong.

Moderner Protestantismus in Frankreich.

III.

Trotz aller Bemühungen der Orthodoxie machte doch der Liberalismus rasche Fortschritte. Neben der „Revue de Straßbourg" hatte er noch eine Zeitschrift, „Le Disciple de Jésus Christ", welche unter der Leitung des Pariser Pfarrers Martin-Paschoud (früher in Lyon), moderne Theologie den Nicht-Theologen unter den Gebildeten verständlich zu machen und zugleich Erbauung zu schaffen wußte. Eine Zeitung, „Le Lien", von Etienne Coquerel ausgegeben, sollte die kirchenpolitischen Prinzipien des Liberalismus verbreiten. Kurz, am Ende der sechsziger Jahre bildeten die liberalen Gemeinden ungefähr die Hälfte des französischen Protestantismus.

Das entsetzliche Unglück der Jahre 1870/71 vermochte eine Zeitlang den Zwiespalt der reformierten Kirche zu mildern. Für uns Protestanten schien die Scheidung von Elsaß-Lothringen der Gnadenstoß zu sein: zwei Drittel der Lutherischen Kirche, Straßburg und seine altberühmte Fakultät, waren für die französische Kirche verloren; aber für den Liberalismus war die Sache besonders wichtig: war Straßburg nicht der Geburtsort der neueren Theologie? — Um eine so zersplitterte Kirche wieder her zu stellen, war eine Versammlung der Generalsynode unentbehrlich. Dem auf den Präsidenten Thiers allmächtigen Einfluß von Guizot gelang es, sie zu erhalten.

Leider sollte diese Versammlung, welche eine so gute Wirkung hätte ausüben können, den Kampf noch heftiger und den inneren Zwiespalt noch augenscheinlicher machen. Die Grenzen der Wahlkreise waren so künstlich festgesetzt worden, daß die Orthodoxen eine unbestrittene Mehrheit besaßen. Sie benützten sie sogleich um ein domatisches Bekenntnis*) als „Lehre der Reformierten Kirche Frankreichs" zu bestimmen, und es autoritativ zu gebrauchen: jeder Wahlfähige — also jeder Protestant — sollte das Bekenntnis unterzeichnen, und jeder Kandidat sollte es bei seiner Ordination als Ausdruck seines persönlichen Glaubens bekennen. Nach hitzigem und talentvollem Widerstande sollten die Liberalen der Gewalt nachgeben: in einer Synode, aus der man ein Konzil geschaffen hatte, konnten sie nicht mehr tagen und mit innigem stillem Schmerze kamen sie zu ihren Gemeinden zurück. Das Schisma der Reformierten Kirche Frankreichs war vollzogen: in der einen Staatskirche waren eigentlich zwei Kirchen nebeneinander.

Nach einer zweiten Sitzung der Synode, an der die Liberalen keinen Teil nahmen, versuchte die orthodoxe Mehrheit von der Regierung zu erreichen, daß sie die Beschlüsse der Synode als Gesetz gelten lasse, und eine Zeitlang konnte man fürchten, es möchte ihr gelingen. Jeder Kirchenrat, der seine Wahlfähigen das Bekenntnis nicht hatte unterzeichnen lassen, wurde abgesetzt. Ein Segen war es für den Liberalismus, daß die ultramontane und reaktionäre Regierung, welche die Orthodoxen förderte, gestürzt und von einer liberalen und republikanischen ersetzt wurde, welche das Bekenntnis in den dicken Mappen des Ministeriums schlafen ließ.

Als die Orthodoxen merkten, es sei ihnen nicht möglich, die Liberalen aus der Staatskirche gesetzlich zu treiben, wollten sie wenigstens nur das strenge Minimum des gemeinsamen Lebens erhalten, und jede Partei sollte für sich eine Organisation herstellen. Die Rechtgläubigen gründeten die „Synodal officiöse Organisation", welche offiziös das verwirklichte, was sie offiziel zu erhalten nicht vermochte. — In der liberalen Partei konnte man unterdessen, nach schmerzlichem Ausgang der so lang ersehnten Synode, einen Augenblick der Entmutigung bemerken. Mehrere unter den angesehensten Vertretern der modernen kirchlichen Richtung zogen aus der Kirche zur Universität oder gar zur Politik hinaus. Auf diesem breiteren Boden glaubten etliche unter ihnen dem unglücklichen Vaterlande besser dienen zu können, und in der Tat brachten sie der wieder aufblühenden französischen Universität neue Kräfte und einen echt liberalen Geist, den sie nicht ohne großen Schaden hätte vermissen können. Aber für die Kirche sollte ihr Abgang nicht leicht zu ertragen sein, denn er wurde gleich zur Gelegenheit, gegen die liberalen Theologen Mißtrauen zu verbreiten, und man soll gestehen, daß die „Positiven" ein scheinbares Recht hatten, der Gemeinde zu sagen: die Liberalen sind nur „Negative", und wohin denn führt deren Lehre? Aus dem Glauben zum Freidenken, aus der Kirche zur Politik! — Auch können wir leider bemerken — ohne Groll aber nicht ohne Schmerz —, daß, wenn einmal in irgend einem Konsistorium den Rechtgläubigen die Mehrheit gehörte, nie ein liberaler Geistlicher, auch wenn er selbst von der Gemeinde gewünscht wurde, in das genannte Konsistorium einzutreten vermochte; — in den liberalen Kreisen aber hat man nie einer Gemeinde den Pfarrer verweigert, den sie zu bekommen wünschte. Also schien der Liberalismus allmählich unterzugehen. Im Jahre 1872 gehörten zu unserer Partei fast die Hälfte der Gemeinden; einige Jahre später konnte sie nur als ein Viertel des französischen Protestantismus gelten.

Nur ein kräftiges Bestreben konnte in der Reformierten Kirche Frankreichs die freisinnige Richtung retten. Von einigen tätigen Pfarrern unternommen, wurde diese Arbeit von zwei edlen und tapferen Männern besonders tüchtig geleitet. Zwei Nicht-Theologen — welche auch gelegentlich gute Theologen sind — Baron de Schickler und Dekan Ph. Jalabert, haben die Wiedererweckung des liberalen Protestantismus geleitet. Neben ihnen darf man als mutige Vertreter dieser Bewegung nennen: als Laien P. de Rouville, G. Planchon, E. de Clausonne, Clamageran; als Theologen Et. Coquerel, Pelissier, A. Vignié, E. Fontanès, A. Grotz, E. Bost, die zwei Brüder Camille und Edouard Rabaud, Mouchon, N. Bertrand, E. Schultz, L. Trial u. a. m. — Die Partei sollte zuerst eine feste Einrichtung bekommen. In dreijährigen Versammlungen wurde eine „Délégation libérale" als Zentralausschuß gegründet, in welchem als Präses Herr de Schickler, als Aktuar Herr Jalabert mit unermeßlicher Treue gewirkt haben und noch wirken. Die erste Sorge dieses Ausschusses war, eine Schule zu gründen, in der die nachherigen Theologen für ihre Gymnasialstudien eintreten können; die „Ecole Samuel-Vincent" hat in Nimes unter Leitung der Pfarrer Mouliné und Rauzier schon zahlreiche liberale Theologen auf den Weg der Genfer Fakultät gebracht. In Nimes wirkte auch eine Gesellschaft für innere Mission, welche, unter Leitung der Pfarrer A. Grotz und N. Bertrand, vielen Gemeinden die liberalen Pfarrer, die sie wünschten, zu schaffen vermochte. Endlich wurde vom Pfarrer E. Schultz die „Brüderliche Genossenschaft liberaler Pfarrer" (Association fraternelle des pasteurs libèraux) eingestellt, welche die Vertreter der modernen Richtung einander näher bringen sollte.

Dank diesen vier Stiftungen konnte der Liberalismus unter den heutigen Verhältnissen der französischen Kirche seine Aufgabe erfüllen; ein Drittel der Gemeinden gehören jetzt unserer Partei an, und unter ihnen bedeutende Gemeinden, wie Lyon, Nimes, Le Havre, Montauban, Montpellier usw.

Hier sollen wir noch einmal bemerken, was wir auf theologischem Boden gesehen haben. Wie zwischen altertümlicher und liberaler Theologie eine Vermittelungstheologie entstanden war, so entstand auch zwischen Orthodoxie und Liberalismus eine Vermittelungspartei. Nach Frieden sehnten sich viele edlen Geister, welche unter dem Zwiespalt litten, welcher die so geringe protestantische Schar immer tiefer zu trennen schien. Die Liberalen hatten immer gesagt, es sei etwas Abscheuliches, in Frankreich, dem so eifrige Tätigkeit nötig wäre, um unser Volk aus der Finsternis des Aberglaubens oder Unglaubens heraus zu treiben, den Protestantismus so zu zergliedern und seine Kräfte zu vergeuden. Aus der Orthodoxie erhoben sich jetzt zahlreiche Stimmen, welche auch von Frieden und brüderlicher Duldsamkeit sprachen.

*) Vom Prof. Ch. Bois redigiert, und deswegen unter dem Namen „Konfession Bois" gewöhnlich bekannt.

Aus dieser gegenseitigen Sehnsucht nach gemeinsamem Leben entsprangen zuerst nur persönliche Anträge. Mit Erstaunen hörte man, daß in etlichen Gemeinden liberale und orthodoxe Pfarrer mit einander gebetet hatten. Nach einigen Jahren wurde von mehreren Pastoren beider Parteien ein neues Blatt gegründet: „La vie nouvelle.“ Unter den bedeutendsten Vertretern der „Versöhnung“ (conciliation) waren von orthodoxer Seite F. Puaux, C. E. Babut, Puyroche, L. Lafon, G. Bourgeois, J. Vienot, von liberaler Seite Ch. Wagner, J. E. Roberty, E. Schultz, L. Trial u. a. m. Natürlich waren alle modernen Theologen mit den Vertretern der neuen irenischen Richtung einer Gesinnung.

Endlich wollten die Liberalen dem Frieden entschieden Bahn brechen. In der Ausschuß-Versammlung, welche 1895 in Nimes tagte, wurden alle Konsistorien zu einer Generalversammlung eingeladen, welche in Lyon im folgenden Jahre stattfinden sollte. Die orthodoxe Synode stimmte dieser Einladung zu und 1896 tagte die erste „Conférence fraternelle“. Jedes Konsistorium hatte zwei Abgeordnete gesandt, einen Laien und einen Pfarrer. Als diese 208 Abgeordneten sich zusammen fanden, konnte jedermann verstehen, daß die ganze Gemeinde sich nach Frieden sehnte. Alles geschah brüderlich und jedermann nahm aus dieser Versammlung viel Erbauung, ernste und tiefe Eindrücke mit. Es wurde beschlossen, daß die Zentralausschüsse der beiden kirchlichen Einrichtungen sich zur Zeit vereinigen sollten, um über die allgemeinen Interessen des Protestantismus zu verhandeln. Drei Jahre später wurde eine zweite Konferenz in Lyon abgehalten und eine Kommission zum sozialen und sittlichen Wirken gegründet, in der alle Richtungen des Protestantismus einen Platz bekamen.

Aber diese Versammlungen brachten für die Vermittelungspartei eine schwere Krisis. Bis jetzt war sie einigermaßen körperlos geblieben, als bloßer Geist; sie war eine Richtung der Gemüter, aber keine Partei. Aber in Lyon, mit wem sollten ihre orthodoxen Vertreter stimmen? Mit den streng Orthodoxen, welche nur mit Widerwillen den kirchlichen Frieden annahmen? Gewiß nicht. Mit den Liberalen, welche nach demselben Ideale wie sie strebten? Ja, aber Liberale wollten sie doch nicht sein. Und also entstand eine neue Zwischenpartei, die sogenannte „Droite Indépendante“. Ein glückliches und wichtiges Ereignis für den französischen Protestantismus, denn Liberalismus ist jetzt außer dem Rahmen der liberalen Partei zu finden, und die enge, scholastische Orthodoxie ist im kirchlichen wie im theologischen Gebiet verloren gegangen.

Im Ganzen ist der heutige Zustand des französischen Liberalismus höchst erfreulich. Seine theologische Methode ist überall verbreitet; die dogmatischen, kritischen, geschichtlichen Folgerungen seiner mühsamen Arbeit werden nur selten und furchtsam bestritten, und in der Kirche ist jetzt die Zeit der dogmatischen Bekenntnisse vorüber. — Gewiß wird der Liberalismus mit der ganzen Kirche Frankreichs große Schwierigkeiten zu bestehen haben, und niemand weiß, ob der Geist des Friedens und der Weisheit, den er immer verbreitet, den Sieg behalten wird oder nicht; aber das Prinzip, für welches er immer gewirkt hat, nämlich daß Leben, nicht Lehre den Christen schafft, ist jetzt allgemein anerkannt. Noch immer sagen altertümlich gesinnte Protestanten: die Kirche kann nur auf gewisse Lehren begründet werden, aber nicht nur liberale, sondern auch „evangelische“, „synodale“, d. h. bei uns orthodoxe Pfarrer erwidern: die Kirche ist auf Christi Geist und christliches Leben begründet; die kirchlich-liberale Partei kann zu Grunde gehen, ihre Prinzipien werden neue Vertreter finden.

Wenn einer daran denkt, wie platt die Theologie und wie scharf die Kirchenpolitik der Orthodoxie vor fünfzig Jahren war und wie viel sie der wissenschaftlichen Forschung und der liberalen Gesinnung hat weichen müssen, so kann er nur Gott danken, daß Er durch unserer Väter Hände so kräftig und erfolgreich gewirkt hat.

Das heißt nicht, echtes Christentum habe der scharfen Rechtgläubigkeit nicht noch viel abzugewinnen. Zehn Jahre lang konnte noch das Pariser Konsistorium den frommen und gelehrten Pfarrer J. E. Roberty der Gemeinde verweigern, die ihn ausdrücklich verlangte, und die Gemeinde mußte endlich nachgeben. Der Geist der Gerechtigkeit und der christlichen Liebe wird wohl jeden Tag kräftiger und wirksamer, aber er hat noch viel zu überwinden.

Der Zustand des französischen Liberalismus ist nur darum erfreulich, weil er, wenn er ernst arbeitet, eine reiche Ernte sammeln kann. Jedermann sehnt sich nach den hohen Idealen, die er von jeher zu predigen pflegt; unbegreiflich groß die Ernte, aber wenige der Arbeiter.

Vielleicht liegt der Sieg nahe, aber gewiß ist die Zeit noch nicht gekommen, das „nunc dimittis“ anzustimmen.

Castres (Frankreich). Lic. A. N. Bertrand.

Des Pastors Rieke.

IV.

Nachdem der Konsul vom Pastor abgefertigt war, ging er zum Landrat und erstattete Bericht. Darauf wurde der Verein zusammenbefohlen, ohne den Pastor. Erst redete der Landrat, dann der Schuster, dann einige Freunde des Schusters. Danach stimmten von 43 Mitgliedern 41 für den Ausschluß des Pastors aus dem Verein. Nur zwei Zigarrenarbeiter blieben ihm treu; davon war der eine blind.

Als Hans Dahl das bei seinen Gängen zu den Kranken auf der Straße erfuhr, wurde er leichenblaß und stumm und ging nach Hause.

Tags zuvor hatte er siegesgewiß gemeint: „Mein Amt und mein Glück ruht im Herzen der kleinen Leute. Und dort ruht es sicher und gut.“ Auch hatte er gottfreudig auf seine Brust gewiesen: Hier ist meine Kraft, mein Glaube; den kann mir niemand rauben.

Wahrhaftig, jetzt steht ihm der Verstand still. Nun könnte er närrisch werden. Nun ist Glück und Glaube in Scherben gegangen wie ein irdener Topf.

Unglücklicher Pastor! Er hatte geschworen auf den Glauben an die Macht des Guten unter den Menschen. Das war also Torheit. Sein Gott hat ihn betrogen. Dagmar hat doch recht, und der Landrat und Malming? In dieser Stunde reicht Hans der Schwester die Hand: sein ganzer Traum seit dem Tage in Kopenhagen bis heute ist Unsinn. Sein Gott hat ihn ja schmählich düpiert vor aller Welt. Man wird lachen über den tollen Pastor, der die Welt verbessern wollte.

Ja freilich lachte man hier und da. Dagmar und ihr Konsul machten sich fraglos eine besonders heitere Stunde, weil nun endlich der Hans vernünftig zu werden versprach. In der Villa Dahl schöpft man Hoffnung, daß der älteste Sohn künftig die gute Familientradition stützen helfen wird. Der Landrat reibt sich die Hände, denn dieser Streich war ihm gelungen und hat die Leute zur Raison gebracht. Der Schuster genießt wieder das volle Vertrauen des Herrn Landrates. Und die übrigen Mitglieder des Vereins stehen in kleinen Gruppen hin und her in den Häusern mit ihren Weibern und Kindern. Sie finden es nun auch besser so. Der Pastor ist zwar ein sehr guter Mensch, aber am Ende brachte er doch bloß Unruhe in die Gemeinde und Verdruß mit dem Landrat. Es war ja alles sehr schön, die Vorträge und so, aber vielleicht ist das doch nicht Sache eines Pastors, der soll Gottes Wort predigen. Der Landrat hat das auch gesagt. Na, und vom Landrat sind alle abhängig wegen der Steuern, überhaupt.

Zwei Zigarrenarbeiter freilich, von denen der eine blind ist, sitzen in der Mittagspause zusammen und mögen nichts essen. Der Appetit ist ihnen vergangen. Worte finden sie auch nicht. Zorn und Traurigkeit sieht aus ihren Augen.

Als sie wieder an ihre Arbeit gehen müssen, fragt einer den andern: Was meinst du, wird nun der Pastor machen? Zur Antwort kam ein Achselzucken.

Inzwischen hat Rieke den Pastor in ihre Seelsorge genommen. Das war äußerst notwendig. Sollte Dagmar etwa, diese glitzernde Schlange, den Sieg behalten? Dann müßte ja Rieke schon ihre ganze Courage verloren haben, und ihre Klugheit müßte mit in die Brüche gegangen sein. Keine Spur, sie ist noch gerade so fest und hell und gut wie vorher. Also wird sie dem Mann etwas klar machen. Erstens daß jene ganze Verräterbande der kleinen Leute nicht dafür kann. Kleine Leute sind eben nicht groß. Unsinn, von einem Feigling Tapferkeit zu fordern. Unsinn, Treue zu erwarten von einem Verwahrlosten, der eben erst anfängt zu ahnen, was Treue ist. Zu verlangen, daß diese um ihre Existenz bangenden kleinen Handwerker „jejen die janze Welt und den Herrn Landrat in't Jeschirr jehen sollen? Ja, is denn det Liebe? Det is 'ne Unverschämtheit, Herr Pastor —". So rettet Rieke unsern Freund, den Bedürftigen. Ihre Methode ist vorbildlich für jeden Generalsuperintendenten.

Die zweite Frage ist aber, wie sich der um seinen guten Glauben gebrachte Pastor künftig gegen die Lumpen halten soll. Dabei ist nicht etwa an den Landrat gedacht, was ich besonders betone, aber an Leute wie der Schuster Schmidt, der ein Lump wurde, ohne es nötig zu haben. Er führte ja den Verrat an, ohne den Landrat aus Nahrungssorgen respektieren zu müssen. Und dieser heimliche, „jottesfürchtije" Vereinsschuster hatte die Perfidie begangen, welche Hans Dahl in den Abgrund aller Gottverlassenheit stürzte. Mit welchem neuen Glauben soll der Pastor nun vor seine Leute treten? Überhaupt mit einem Glauben?

Darauf gibt Schlaickjers Rieke keine präzise Antwort, sonders dies: Du sollst deinen Nächsten lieben, du sollst die Armen nicht im Stich lassen. „Arbeeten, Herr Pastor, un die Oogen offen halten. — — Den eenen lieben und den andern die Treppen 'runter werfen — wie't nu jrade kommt." — — „Un denn recht lustig sein!" — — „Herrjott, det is so kinderleicht." — Das Rezept scheint dem Pastor plausibel. Rieke bleibt bei ihm und wird seine Gouvernante. Damit schließt der Dichter seine Komödie, eine herrlich tiefe Komödie.

Schluß.

Ich zweifele keinen Augenblick, daß nach diesen Proben unsere Rieke ihren Pastor durchaus pädagogisch zu erziehen fähig ist, ohne daß sie ihm darüber seine Selbständigkeit entzieht. Wie weit sie es miteinander bringen werden, ist mir zweifelhaft. Nun ist das freilich gleichgültig, da mich niemand berufen hat, mir um die Zwei Sorgen zu machen oder in ihre Erziehungskünste dreinzureden. Auch habe ich noch keinen Anlaß, diejenigen unten aufzufangen, welche von Pastor Dahl die Treppen herunter befördert wurden. Ich will mich um meine Sachen kümmern und nur deshalb noch mit der Rieke und Herrn Schlaikjer einige Worte im Vertrauen reden. Sie sind ja beide viel zu prächtige Menschen, als daß nicht mancher noch gern mit ihnen plaudert über ernste Dinge.

Es gefiel mir nämlich so gut, was die Rieke da sagte: Lustig sein? — Herrgott! das ist so kinderleicht, wenn man es nur versucht und das Leben anpackt. Das scheint mir so sehr wahr zu sein. Und, nicht wahr, unser Herrgott hat wirklich etwas damit zu tun? Der interessiert sich für unsere Lust. Im Theater spricht man nicht gern weiter davon, weil dort so viele frivole Menschen sind, die nichts von Gott wissen wollen und mit der Rieke vollständig zufrieden sind, wenn sie gesund ist und stark, blühend und eben lustig. Aber in der Kirchenzeitung dürfen wir offen über unseren Herrgott reden. Mir ist das jedenfalls ein so herzliches Bedürfnis, daß ich es tue, auch wenn sie alle davonlaufen.

Rieke, sagen Sie mal hier im Beisein des Herrn Pastor, Sie haben ja einen ganzen Jahrgang Predigten von ihm gehört und haben aufgepaßt, wenn er an den Gräbern sprach; Sie wissen auch, was er den Kranken zu sagen pflegt: Hat der nie recht deutlich von unserem Herrgott gesprochen, wie er ihn sich denkt oder kennt? Und Sie selbst müssen doch auch etwas von Gott wissen. Sonst würden Sie seinen Namen nicht zitieren, sowie ich Sie kenne. Ich frage — Sie verstehen mich schon — nicht etwa wie so ein gelehrter Theologe, der furchtbar viel weiß von Gottes Eigenschaften und Denken und Absichten. Nein, wir beide sind nur ganz simple Menschen, Sie eine Berliner Köchin und ich —? Na, das ist egal. Aber wie ist das mit Gott? Mir ist so, als hätte der immer seine Finger im Spiel gehabt, damals als Sie Kellnerin wurden usw., als Dahl in Kopenhagen anfing sein Glück zu machen und später. Haben Sie beide bei Ihren Besprechungen unter vier Augen nicht auch solche Vermutungen gehegt und Schlüsse daraus gezogen? Oder hat Dahl immer nur an „das Gute" geglaubt, an das, was ihm „gut" schien, am Ende nur an seine eigene Güte? Fraglos ist er ja gut, viel besser als ich und Sie; dabei kein Pharisäer, wenigstens nicht gegenüber der Gemeinde. Aber, hat er niemals von Gott gesprochen, recht ernsthaft sich gebeugt vor Gott, der doch noch besser ist als der Pastor Dahl und obendrein von ihm Rechenschaft fordert über geliehene Talente? Dieser Gott sollte nicht bei Dahl vorgesprochen haben: Mein lieber Freund, du bist sehr brav und viel gelobt in der Stadt, sogar bestens gehaßt von etlichen, alles sehr schön; aber damit darfst du nur nicht zufrieden sein. Begnüge dich nicht mit deiner Vortrefflichkeit. Die hast du nun einige Monate genossen, wie einen einzigen langen Sonntag, an dem die Sonne über dir und deinem Glück strahlte. Begehrst du kein höheres Glück? Verflucht ist die Zufriedenheit. Du mußt höher hinauf. Achte auf deine Seele, die sagt dir das. Hans Dahl, werde nüchtern, denn du bist berauscht von deiner Torheit, von deinem Glück. Ich sage dir das, dein Gott, von dem du täglich predigst, als wärest du vertraut mit ihm. Nun aber höre mich, denn du kennst mich nicht. Du bist ein Narr im Pfaffenkleid, nämlich in deiner Selbstgefälligkeit. Höre, — oder ich zwinge dich zu hören.

Darauf ging Gott seine Wege, zu anderen Kindern, die schwerhörig sind. Dem Heidepastor aber schickte er einen Engel in die Gemeinde. Der schlug die Leute mit Blindheit. Da ging ein furchtbares Umhertappen los. Blinde wollten Blinde führen. Mein Gott, was war das für ein Elend.

Nur einem sündigen Weibe ließ er das Augenlicht. Das fühlte sich nun als Königin, wiewohl es kurzsichtig war. Und Rieke, du hast dein bißchen Auge tapfer gebraucht. Du hast mehr gesehen als sie alle. Aber Gott sahst du nicht. Oder doch? Das möchte ich gern wissen.

Rieke, laß dir etwas im Vertrauen sagen, denn du bist meine Freundin: Ich saß und konnte meine Predigt nicht zu stande bringen. Da trat ein sündiges Weib vor mich und sprach: „Pfaffe, was brütest du?" — Meine Faust ballte sich: „ich bin kein Pfaffe, ich meine es redlich". — „Gut", sagte sie, „du glaubst das. So geh und versuche deine Kunst." Danach hatte ich ein anderes Gesicht: Jesus Christus trat auf, wie ein Maurer gekleidet, mit großen funkelnden Augen. Er faßte jene scharf an und schrie: „Laß ihm Zeit, er muß erst Gott schauen, dann wird er ihn hören, dann wird er predigen und wird Glauben finden". — Nun, ich traue, daß in dieser Vision Wahrheit gesprochen wurde und mehr: Gott allein ist gut, er allein kann den Menschen gut, lustig und glücklich machen.

A. Urbain.

Druckfehlerberichtigung.

Der Verfasser der einen von den beiden durch die Karl Schwarz-Stiftung mit dem ersten Preise gekrönten Abhandlungen heißt nicht, wie wir Nr. 3 irrtümlich druckten Paul Grabow, sondern Pastor Paul Gastrow in Bergkirchen.

Herausgeber: Pastor R. Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18. Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann. Bremen.

Protestantenblatt Beilage Nr. 4.

Bremen
Berlin.

21. Januar 1905.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Von gemeinsamer Arbeit der Liberalen und Orthodoxen. — Das Urteil gegen D. Fischer. — Nachrichten. — Anzeigen.

Von gemeinsamer Arbeit der Liberalen und Orthodoxen.

1.

Auch vom deutschen Pfarrertag in Posen.

(Vgl. 1904 Beil. Nr. 44.)

Es sind ungefähr 15 Jahre her, da hat ein Professor einmal mit seinen Seminarstudenten über den liberalen Protestantismus und über den deutschen Protestantenverein geredet. Er war mit ihm nicht zufrieden, ebenso wie die anwesenden Studenten. „Aber, Herr Professor“ — so fragte ihn einer der Studenten — „warum bleiben Sie dabei, wenn es so steht.“ Er antwortete: „Es muß auch Nachtwächter geben.“ Er hat sich unterdessen redlich bemüht, daß es im deutschen Protestantenverein Morgen werde und ein neuer Tag anbreche. Aber wir meinen, es gibt unter den liberalen Pfarrern, scheinbar auch unter denjenigen des deutschen Pfarrertags, noch gerade Nachtwächter genug? „Sind wir wirklich schon für solche Pläne reif“, sagt der Berichterstatter über den deutschen Pfarrertag in Posen in Nr. 44 des Protestantenblatts. Soll es wirklich schon Morgen werden? Sollte wirklich schon ein Stück der Uneinigkeit unter den Evangelischen begraben werden? Überall, so sagt er selbst, regt es sich unter den deutschen Evangelischen und drängt nach Zusammenschluß, ihm aber scheint es noch zu frühe. O unheilvolle Bedenkenspinnerei und Vorsichtsmeierei! In Posen, auf dem deutschen Pfarrertag, so bekennt er selbst, sind übrigens solche Bedenken nicht laut geworden, er hat sie auch selbst nicht geltend gemacht, wenn der Berichterstatter wirklich selbst dort gewesen ist, er hat es vorgezogen, dieselben aus seiner protestantischen protestierenden Ecke heraus nachträglich geltend zu machen. Wir hätten gewünscht, er wäre auf den Plan getreten, das wäre jedenfalls tapferer gewesen! — Aber welches sind seine Bedenken gegen die Zentralstelle für das Evangelische Deutschland, denn nur um diese handelt es sich für uns, in bezug auf die soziale Geschäftsstelle war der Pfarrertag einig, daß seine Bestrebungen zu einseitig sind und darum eine Teilnahme des Gesamtverbands am besten ausgeschlossen bleibt? Das erste Bedenken ist: Es ist eine Webersche Gründung. Gewiß, Lic. Weber, der Unermüdliche und Tapfere, der die Not der Zeit lebendiger als andere fühlt, ist mit seinem Namen an die Spitze getreten. Aber die Wurzeln dieser Gründung liegen unseres Wissens wo anders; nicht etwa in der Pfalz, sondern in anderen, nicht preußischen und preußischen Landeskirchen. Und Stöcker hatte mit der Gründung fast gar nichts zu tun. Er verhielt sich in der ersten Versammlung recht kühl, nur die Aussicht auf einen „Evangelischen Volkstag“, nicht einen „Kirchentag“, konnte ihn begeistern. Und wenn er dabei erklärte, er wolle gerne mit seinen liberalen Brüdern zusammen arbeiten, sollten wir Liberale darüber nicht froh sein?*) Sollen wir die alten Streitigkeiten wieder ausgraben und den guten Anfang zu nichte machen? Wahrlich, das wäre nicht liberal. Einig sein ist not und wenn die Positiven mit uns zusammengehen wollen, dann ist es liberale Pflicht, den Versuch zu wagen. Geht es auf die Dauer nicht, dann ist noch immer Zeit, unter Protest sich wieder loszusagen. So dachte auch Landgerichtsrat Kulemann als Vorsitzender des freien liberalen Zentralausschusses, und darum schrieb er jenen frischen, freien, tatenmutigen Artikel über die Notwendigkeit der Beteiligung der Liberalen am Wormser Synodaltag, und deshalb trat er auch selbst in den Ausschuß ein und versucht, so gut es geht, die Rechte der Liberalen zu wahren. Solches Verhalten kann uns imponieren, es ist allein das Richtige und kann nicht ohne Segen bleiben. Wollte der freie Protestantismus das nicht, das Ende würde sein, wie es jetzt schon bei den Leipziger Verhandlungen gewesen ist, daß man den Protestantenverein*) gar nicht mehr einlädt. Er stellt sich selbst in die Ecke und die andern lassen ihn ruhig in seiner Ecke stehen. Ganz genau dasselbe will nun auch der Berichterstatter über den Posener Pfarrertag in bezug auf die Zentralstelle für das Evangelische Deutschland. Er erklärt ferner, der Sache haftet noch etwas höchst Unklares und Nebelhaftes an. Aber, lieber Herr Kollege, wenn dies wirklich der Fall wäre, wäre das wirklich so schlimm? Wir meinen, allen großen Gründungen hätte anfangs noch etwas Unklares und Nebelhaftes angehaftet. Betrachten Sie nur den Evangel. Bund, lesen Sie, bitte, seine ersten Kundgebungen nach. Nicht anders war es beim Gustav Adolf-Verein, der Inneren Mission, selbst bei der Gründung des Deutschen Reichs. Genug, wenn es nur anhaftet. Und ist wirklich das, was die Zentralstelle angekündigt hat, und was in Posen ausgeführt wurde, wirklich so nebelhaft? Halten wir doch einmal das Statut des deutschen Protestantenvereins daneben! Also damit wird es kaum richtig sein. Aber die großen Vereine halten sich fern! Gewiß, sie geben ihre Selbständigkeit oder auch nur ein ganz geringes Stück ihrer Selbständigkeit — und nur um ein solches handelt es sich hier — nicht gerne auf, besonders der Evangelische Bund scheint etwas Neid zu spüren. Aber das verliert sich, gerade der Bund ist der Sache bereits geneigter geworden, und es wird sich eine Vereinbarung und Zusammenarbeit mit ihm schon finden. Auf den Gustav Adolf-Verein und den Zentralausschuß für Innere Mission ist von Anfang an nicht sehr stark gerechnet worden, denn ihr Wesen macht eine gewisse Zurückhaltung notwendig, aber auch sie stehen der Gründung, wie ihre Vorstände erklärt haben, durchaus freundlich gegenüber. Aussichtsreicher ist dagegen die Hoffnung auf den Anschluß des Gesammtverbands deutscher Pfarrervereine; beigetreten sind bereits eine Anzahl Pfarrervereine und die Gesamtmitgliederzahl der Zentralstelle ist unterdessen auf ca. 193 000 — einhundertdreiundneunzigtausend — Evangelische gestiegen, also fast soviel als der Evangelische Bund Mitglieder zählt. Solches Wachstum dürfte für das erste Halbjahr seines Bestehens (27. Mai 1904 gegründet) wohl genügen. Also wenn selbst der Gustav Adolf-Verein und die Innere Mission

*) In Nr. 47 der „Reformation“ schreibt der Herausgeber des Blattes: „Stöcker ist beständig der Versöhnung der kirchlichen Richtungen entgegengetreten.“ Vergl. auch die Berliner Vorgänge.

*) Die Aufforderung zur Beteiligung an der Zentralstelle ist kurz vor dem 7. Dezember an den Vorstand des deutschen Protestantenvereins (Vorort Kaiserslautern) gelangt. Die Entscheidung hat der alte Vorstand, der die Geschäfte am 1. Januar 1905 an den Berliner Unionsverein abgegeben hat, dem neuen Vorstand überlassen.

zurückhalten, die Sache geht doch und wird leben. Damit erledigt sich auch der Vorwurf, die Gründung habe einen zu hoch tönenden Namen. Das einzige, was für uns an diesem Namen auszusetzen wäre, ist: daß das Wort Zentrum kein deutsches Wort ist, aber es ist so eingebürgert und zugleich so bezeichnend, daß man es kaum wird entbehren können. Vielleicht gefällt einem anderen der Name „Deutsch-evangelischer Volksbund" besser. Aber er erinnert auch an das Katholische, nämlich den „Katholischen Volksverein". Doch genug für dieses Mal. Ein Zusammenschluß der vielen evangelischen Vereine scheint uns nötig. Einigkeit macht auch die Evangelischen stark. Wir meinen, wie Herr Landgerichtsrat Kulemann, wir Liberale dürften nicht in der Ecke stehen bleiben, darum sind wir Liberale im Pfarrverband an die Sache interessevoll herangetreten. Eine Majorisierung haben wir nicht zu fürchten, das freundlichste Entgegenkommen haben wir bis jetzt gefunden, was die Zukunft bringt, werden wir abwarten, jedenfalls wollen wir den Versuch wagen! Möchte der Berichterstatter die Bedenken, welche in Posen nicht geäußert wurden, und die er als Berichterstatter über die Posener Verhandlungen doch glaubte aussprechen zu müssen, künftig etwas zurückhalten und erst tätig, nicht bloß mit Worten, mitarbeiten, ich glaube, sein Bericht über die nächste Verhandlung des deutschen Pfarrertag zu Neustadt a. H. wird in bezug auf die Zentralstelle dann etwas anders ausfallen.

Der Referent über die Zentralstelle für das Evangelische Deutschland auf dem deutsch-evangel. Pfarrertag in Posen:
Theodor Mayer, Pfarrer, Altdorf, Rheinpfalz.

2.

Entgegnung unseres Berichterstatters.

Auf Vorstehendes habe ich Folgendes zu erwidern:

1. Meine Bemerkungen in Nr. 44 über die „Zentralstelle für das Evangelische Deutschland" waren rein privater Natur. Mit keinem Worte habe ich der Auffassung Vorschub geleistet, als redete ich im Namen des Protestantenvereins; ich bin nicht einmal Mitglied desselben. Alle Folgerungen also, die Herr Pfr. Th. Mayer aus meinen Worten über die Stellung des Protestantenvereins zu den Einigungsbestrebungen im allgemeinen und zu der Zentralstelle im besonderen zieht, sind gegenstandslos.

2. „Sind wir wirklich schon für solche (Zentralisations-) Pläne reif?" Damit habe ich, wie mein Hinweis auf die bisherige Behandlung des kirchlichen Liberalismus seitens der Orthodoxie meiner Meinung nach unmißverständlich andeutete, sagen wollen: Können wir zur Orthodoxie das Vertrauen hegen, daß sie dem Liberalismus mit der Achtung begegnet, die dieser zu erwarten berechtigt und die zu einem gemeinsamen Wirken unerläßliche Vorbedingung ist? Pfr. Mayer deutet mein Wort, als hätte ich sagen wollen: Soll es wirklich schon Morgen werden, soll wirklich schon ein Stück der Uneinigkeit unter den Evangelischen begraben werden. Das ist eine Mißdeutung. Auch mir hat die Zersplitterung lange genug, richtiger gesagt, viel zu lange schon gedauert, und ich sähe sie lieber heute als morgen beseitigt. Aber ich kann nicht Friede! Friede! rufen, wo kein Friede ist. Pfr. Mayer beurteilt die Situation anders, er sieht auf Seite der Orthodoxie offenbar ein wirkliches Friedensbedürfnis und Friedensbestreben, und er verlangt, wir sollten froh sein, wenn Stöcker sagt, er wolle gerne mit den liberalen Brüdern zusammen arbeiten. Ich glaube: es ist nicht unbillig zu verlangen, daß den schönen Worten von orthodoxer Seite mindestens einige Taten entsprechen möchten. Doch damit hapert's. Gewiß, alle Streitigkeiten sollen möglichst begraben bleiben. Aber wie? wenn die Orthodoxie immer neue Händel anfängt? Was sagt Kollege Mayer zu der Hetze, die seitens der Stöckerschen Kreise in den letzten Wochen gegen den Mitherausgeber dieses Blattes, Prediger D. Fischer, insceniert worden ist, was dazu, daß dieselben Leute, mit denen der Protestantenvereinler Mayer sich verbündet, die Disziplinierung des Protestantenvereinlers D. Fischer verlangen, weil er die orthodoxe Lehre von der Gottheit Christi nicht mit seiner Überzeugung vereinbaren kann? Und wäre die von Mayer selbst angeführte Tatsache der Nichtheranziehung*) des Protestantenvereins zu den Leipziger Verhandlungen, die Mayer merkwürdigerweise dem Protestantenverein in die Schuhe schieben will, nicht ein Zeichen dafür, daß die dortigen leitenden Kreise gar keine Neigung haben, mit dem Liberalismus gemeinsame Sache zu machen, wenigstens nicht mit dem im Protestantenverein vertretenen? Aber übt man auch so viel Überwindung, alle diese Bedenken zurück zu stellen, so bleibt immer noch die Tatsache bestehen, daß wir jetzt nicht weniger als drei evangelische Einigungsbestrebungen haben, die sich in ihren Zielen so eng berühren daß ihr Nebeneinanderwirken auf die Dauer unmöglich sein wird. Wem soll man sich eigentlich anschließen, der Berliner, Wormser oder Leipziger Zentrale, oder allen dreien?

3. Weiter: ich habe die Zentralstelle kurz eine Webersche Gründung genannt. Für jeden einigermaßen im kirchlichen Vereinsleben Orientierten war klar, was ich damit sagen wollte. Weder wollte ich damit Lic. Webers Unermüdlichkeit und Tapferkeit bestreiten, noch leugnen, daß Weber Hintermänner habe, wie Mayer andeutet, sondern ich wollte nur sagen: gegenüber einem solchen impulsiven und vielfachen Vereinsgründer wie Lic. Weber tut man gut, ruhiges Blut zu bewahren und die von ihm angeregte und mit Hochdruck betriebene Sache sorgfältig auf Zweckmäßigkeit und Ausführbarkeit zu prüfen. Das ist gewiß kein unberechtigtes Verlangen.

4. Ich wies darauf hin, daß den Zielen der Zentralstelle noch etwas recht Unklares und Nebelhaftes anhafte. Mayer erwidert, daß anderen Vereinen anfangs auch etwas Unklares angehaftet habe. Man wird mit ihm darüber streiten können, schon deshalb, weil es sich bei den anderen Vereinen, die er nennt, um die Verfolgung bestimmter, ich möchte sagen: greifbarer Zwecke gehandelt hat (Pflege der Diaspora, Abwehr römischer Übergriffe, Hülfe in allerlei sittlichen Nöten, Erneuerung der evangelischen Kirche im Geiste evangelischer Freiheit und im Einklang mit der gesamten Kulturentwickelung) — während man sich von den Zielen der Zentralstelle eine weit weniger klare Vorstellung machen kann, wenn § 2 sagt: sie „hat zum Zweck, die Grundsätze des Evangeliums und die darin beschlossenen Gedanken und Kräfte einer religiösen, sittlichen und sozialen Erneuerung Deutschlands auf allen Gebieten des Volkslebens durchsetzen und durchführen zu helfen." Und wenn die Ziele anderer Vereinigungen manchen Evangelischen anfangs unklar gewesen sind, was haben sie daraus gefolgert? Dasselbe, was ich aus den mir unklaren Zielen der Zentralstelle folgere: warten wir Taten ab! Die Orthodoxie hat anderthalb Jahrzehnte gebraucht, ehe sie sich über den Charakter des Evangelischen Bundes klar geworden ist (daß er nämlich nicht ein Vorkämpfer liberaler Tendenzen ist), wir hoffen, daß die Taten der Zentralstelle uns eher ermöglichen werden, darüber ins Reine zu kommen, weß Geistes Kind sie ist. Pfr. Mayer meint freilich, der Liberalismus solle hier nicht abwarten, sondern unter Zurückstellung aller Bedenken beitreten. Sähe er, daß es auf die Dauer nicht geht, so könne er sich ja unter Protest wieder lossagen. Ich würde ein solches Verfahren nur billigen können, wenn es sich um geringfügige Bedenken handelte. Das ist aber nach meiner Auffassung hier durchaus nicht der Fall.

5. Daß Gustav Adolf-Verein, Evang. Bund, Zentralausschuß für Innere Mission sich von der Zentralstelle fern halten, muß M. zugeben, er fügt aber hinzu: sie stehen ihr freundlich gegenüber. Ja, freundlich abwartend, das

*) Übrigens sind, wie aus Nr. 49 d. Bl. zu entnehmen ist, zu den Leipziger Verhandlungen Mitglieder des Protestantenvereins und andere Liberale zugezogen worden. Die von Mayer aus der irrtümlich angenommenen Nichteinladung gezogene seltsame Folgerung ist somit hinfällig.

ist dieselbe Haltung, die ich empfehle. Ms. Bemerkung, daß der Evangelische Bund der Zentralstelle gegenüber Neid zu spüren scheine, hat mir ein Lächeln abgenötigt. Ich wüßte wirklich nicht, um was der tatenreiche Evang. Bund die bis jetzt noch so gut wie tatenlose Zentralstelle beneiden sollte. Etwa um ihre 193 000 Mitglieder, die Pfr. M. gewaltig zu imponieren scheinen? Ich halte es mit Schiller: „Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen." — Über den Namen „Zentralstelle für das Evangelische Deutschland" will ich mit Pfr. M. nicht rechten. Namen sind Geschmackssache. Immerhin finde ich ihn reichlich anspruchsvoll angesichts der Tatsache, daß die obengenannten Vereine fehlen, in denen sich doch sicher nicht das unbedeutendste Stück des evangelischen Deutschland verkörpert.

6. Bleibt noch ein Wort zu sagen über mein Schweigen in Posen. Pfr. Mayer sieht darin einen Mangel an Tapferkeit. Wieder muß ich sagen: das ist eine Mißdeutung. Mayer urteilt, wo er eigentlich nicht urteilen sollte, weil er die Gründe nicht kennt. Ich will sie ihm aber verraten. Einmal war ich zu meinem Bedauern gezwungen, gerade der Verhandlung über den Anschluß an die Zentralstelle fern zu bleiben. Dann aber würde ich, auch wenn ich anwesend gewesen wäre, doch wahrscheinlich die hier hervorgehobenen Bedenken nicht geltend gemacht haben, weil der Pfarrertag kein liberaler Parteitag ist und Richtungsdebatten auf ihn möglichst zu vermeiden sind. Zudem war ja in Posen ein Geltendmachen meiner Bedenken gar nicht nötig, da die Mehrheit der Abgeordneten ohnehin dafür war, daß der Verband der Pfarrervereine vorläufig nicht beitreten solle.

7. Mit einem guten Rat an mich schließt Pfr. Mayer seine Entgegnung: ich solle künftig meine Bedenken etwas zurückhalten, womit freilich nicht recht im Einklang steht, daß er mein Schweigen in Posen tadelt. Ich will seinen guten Rat mit einem anderen — sicher auch guten — Rat lohnen: Wenn Kollege Mayer wieder einmal Leute anderer Meinung zu der seinigen bekehren will, dann mag er Vorwürfe, wie den mangelnder Tapferkeit oder Höflichkeitswendungen wie „Nachtwächter", „unheilvolle Bedenkenspinnerei und Vorsichtsmeierei" doch lieber weglassen, sie vermehren das Gewicht seiner Gründe ganz sicher nicht und schaden der von ihm vertretenen Sache eher als sie ihr nützen.

3.

Schlußwort der Redaktion.

In den bei Diesterweg in Frankfurt a. M. erschienenen Verhandlungen des Wormser Tages heißt es auf Seite 3: Es wurde nicht in oberflächlicher Weise die Berechtigung verschiedener theologischer Richtungen geleugnet. Im Gegenteil: es wurde das gute Recht der individuellen Eigenart als ein Vorzug protestantischer Geistesfreiheit und evangelischen Glaubensernstes rückhaltlos anerkannt. Aber ebenso nachdrucksvoll und einmütig wurde auch betont, daß die berechtigten Unterschiede sich nicht zu feierlichen selbstmörderischen Gegensätzen auswachsen dürfen. Das ist schön und gut gesagt, — gehandelt wird von den Parteigenossen, der Einberufer und Berichterstatter zur Wormser Tagung, in Berlin zum wenigsten, noch nicht nach dieser Rede. Das kann uns die Freude zu Beginn der Zusammenarbeit — übrigens ein alter Gedanke des Protestantenvereins und des Liberalismus — nicht trüben, auch an Mitarbeit durch Berichte, Besprechung und Kritik uns nicht hindern, — aber es läßt uns doch die Dinge ruhiger und mit weniger feuriger Begeisterung ansehen als der erste Referent, wir befinden uns bei dieser Stimmung ja auch in ganz guter Gesellschaft mit dem Evangelischen Bunde und mit dem Gustav Adolf-Verein.

Das Urteil gegen D. Fischer.

Der Bescheid, welchen das Brandenburgische Konsistorium auf die Beschwerde des orthodoxen Gemeindekirchenrats von St. Markus gegen unseren Mitherausgeber D. Fischer erlassen hat, ist unseren Lesern bereits durch die Tageszeitungen bekannt geworden. Als ein urkundliches Dokument brandenburgisch-preußischer Kirchenpolitik aus dem Jahre 1905 setzen wir ihn aber auch hierher.

„Sie konnten sich kaum verhehlen, daß Ihre Ausführungen in dem in Rede stehenden Vortrage das religiöse Gefühl aller bekenntnistreuen Gemeindeglieder auf das tiefste verletzen und ein weithin gehendes Ärgernis verursachen würden. Da dieselben aber den Eindruck nicht nur mangelhafter Besonnenheit, sondern auch unzulänglicher christlich-theologischer Durchbildung, Klarheit und Reife machen, so glauben wir annehmen zu dürfen, daß Sie sich noch in einem Entwickelungsstadium befinden, aus welchem es Ihnen mit Gottes Beistand gelingen kann, sich zu einer Erfassung des wahren Wesens der christlichen Religion hindurchzuarbeiten. (!!) Sollten Sie im Gegenteil sich endgültig auf dem gegenwärtigen Standpunkt befestigen, so müssen wir erwarten, daß Sie die Folgerung ziehen und Ihr Amt in einer Kirche, deren Glauben und Bekenntnis Sie nicht nur nicht teilen, sondern sogar bekämpfen, freiwillig niederlegen. Jedenfalls geben wir Ihnen zu bedenken, daß wir es nicht dulden würden, wenn Sie in Ihrem amtlichen Wirken ähnliche, dem allgemeinen Glauben der Christenheit widersprechende Behauptungen zum Ausdruck bringen würden, und machen es Ihnen zur Pflicht, alles zu vermeiden, was geeignet ist, das religiöse Gefühl der im kirchlichen Glauben stehenden Gemeinde zu verletzen."

Was sollen wir nun dazu sagen! Die Person des Gemaßregelten lassen wir aus naheliegenden Gründen aus dem Spiel. Allgemein, prinzipiell und kurz sprechen wir. Orthodoxe Gemeindeglieder haben „weitgehendes Ärgernis" genommen an dem Vortrage des D. Fischer. Nun, wir nehmen ebenso tiefes und ebenso berechtigtes Ärgernis an diesem Konsistorialbescheid. Zunächst an seiner Sprache. Die geht gerade eben noch an der Linie des Unteroffiziertones vorbei. Ich finde im Wesen und in den Zielen des Protestantismus nichts, aber auch nichts, was einem protestantischen Konsistorium das Recht gäbe, so zu einem protestantischen, im Amte ergrauten Pfarrer zu sprechen. Im Gegenteil: dem Protestantismus ist nichts so gegensätzlich, als irgend welcher „Militarismus" in der Kirche. Sollte die Sprache dieses Erlasses — der preußische Pfarrerstand wird es ja nicht dahin kommen lassen —, aber sollte sie der konsistoriale Verkehrston der Zukunft werden, dann würde er ein subalternes Pfarrergeschlecht erziehen, dem man nun und nimmer die Qualifikation zugestehen könnte, kraftvolle Verkündiger des Evangeliums von dem Christenmenschen zu sein, der nach Luther ein freier Herr aller Dinge sein soll.

Wir nehmen ferner hartes Ärgernis an der konsistorialen Würdigung der protestantisch-theologischen Wissenschaft. Die Worte von der „unzulänglichen christlich-theologischen Durchbildung, Klarheit und Tiefe" können doch kein Spott gegen die Königsberger evangelisch-theologische Fakultät sein, die im vorigen Jahre gelegentlich des Kantjubiläums dem Gemaßregelten doch wohl in Anerkennung seiner theologischen Durchbildung den Doktorgrad honoris causa verliehen hat. Wie dürfte ein Konsistorium in solch ernster Sache spotten! Also es muß bitterer Ernst sein. Und darin liegt das Ärgernis für mein protestantisches Bewußtsein. Denn hier wird die ganze freie theologische Forschung verurteilt. Wer in seiner Theologie nicht zu dem vom Konsistorium postulierten Resultate gelangt, er heiße nun Dorner, Harnack, Holtzmann oder Pfleiderer, der macht sich „unzulänglicher christlich-theologischer Durchbildung, Klarheit und Reife" schuldig. Denn wozu soll sich D. Fischer von seinem „Entwicklungsstadium" aus wissenschaftlich weiter „entwickeln"? Zur „Erfassung des wahren Wesens der christlichen Religion". Worin dieses „wahre Wesen" aber bestehen soll, zeigt nur allzu deutlich der folgende Satz, der dem Gemaßregelten aufgibt, freiwillig von seinem Amt zurückzutreten, wenn seine Weiterentwicklung ihn nicht aus dem Gegensatz zu „Glauben und Bekenntnis", der offiziellen Kirche herausführt. Wir sperren „Bekenntnis", denn jeder vorurteils-

lose Christ muß zugeben, daß D. Fischer nicht im Gegensatz zum lebendigen und lebendig machenden Christenglauben steht. Dann aber können die Worte des Konsistorialbescheides nichts anderes besagen, als daß „christlich-theologische Durchbildung“ beim kirchlichen Bekenntnis enden muß. Und würde sich D. Fischer dahin „entwickeln“, müßte man dann nicht sagen: „laudabiliter se subjecit“? Ist aber das protestantisch? Daher mein Ärgernis!

Zwei ganz heterogene Bestandteile enthält die Drohung des Konsistoriums. Es will nicht dulden, daß D. Fischer in seinem amtlichen Wirken ähnliche Behauptungen zum Ausdruck bringe. Er soll also in seinem Amte nicht sagen, was er denkt, soll amtlich nicht wahrhaftig sein. Und es macht ihm andererseits zur Pflicht, „alles zu vermeiden, was geeignet ist, das religiöse Gefühl der im kirchlichen Glauben stehenden Gemeinde zu verletzen“. Wohlverstanden, das „religiöse Gefühl“, das heißt doch das echte unmittelbare religiöse Gefühl, nicht das künstlich dogmatisch temperierte. Wie könnte aber einer unbefangenes religiöses Gefühl verletzen, wenn er aufrichtig aus der religiösen Tiefe der eigenen Seele und des eigenen Gewissens schöpft. Wenn seine Sprache der wahrhaftige Ausdruck seines inneren Erlebens ist! Wirklich religiöse Menschen verstehen sich und ihre Seelen klingen zusammen auch über den Graben von liberal und orthodox hinweg, selbst über den tieferen von protestantisch und katholisch hinweg. Die wahrhaftigste Religiosität, wenn sie nur echt ist, wird echtes religiöses Gefühl nie verletzen. Was soll also die Drohung des Konsistoriums? Ich verstehe sie nicht. Darum nehme ich vor der Hand an ihr am wenigsten Ärgernis.

R. Emde.

Nachrichten.

Schlesien. Aus dem Ephoralbericht des Kircheninspektors Matz auf der letzten Breslauer Kreissynode dürften einige Zahlen aus der größten Stadt Schlesiens interessieren. Getauft wurden 9691, 85,6 % der Neugeborenen (11318), 96,7 % der Eheschließungen (2934) wurden kirchlich eingesegnet (2252), bei 46 % der Beerdigungen waren Geistliche hinzugezogen, von 6996 — 3224. Von Kindern aus Mischehen (3832) wurden 63 % evangelisch getauft. Von Mischehen (1265) wurden 56,8 % evangelisch eingesegnet. Die Zahl der Selbstmorde ist von 109 auf 120 gestiegen. Über die konfessionellen Verhältnisse sagt der Bericht: am 1. Dezember 1900 waren in Breslau 244117 Evangelische, 156645 Katholiken, 2907 Evangelisch-lutherische, 958 Altlutheraner, 588 Freireligiöse, 517 Irvingianer, 264 Baptisten, 74 Mitglieder der Brüdergemeine, 69 Methodisten und Quäker, 26 Mennoniten, 16 Mitglieder der Heilsarmee und 11 Presbyterianer. Seit 1890 hat die evangelische Bevölkerung zugenommen. In den letzten vier Jahren traten von der römischen zur evangelischen Kirche über: 451 + 428 + 485 + 504 = 1868. Ausgetreten zur römischen Kirche sind in den gleichen Jahren: 4 + 13 + 16 + 31 = 64. An den Kirchenwahlen (1903) beteiligten sich von 4212(!!) eingeschriebenen Wählern 969 d. h. 23,78 %!! Von den Beratungen der Kreissynode sind zwei Vorgänge für weitere Kreise interessant. Die seit zehn Jahren verhandelte Frage der Besetzung des Kircheninspektorats, da jetzt stellvertretend durch Pastor prim. Matz verwaltet wird, ist noch immer nicht entschieden und begreiflicherweise hat die Synode einstimmig das Königl. Konsistorium ersucht: „auf eine baldige Entscheidung in der Frage der Wiederbesetzung des weit mehr als zehn Jahre erledigten Kircheninspektorats hinwirken zu wollen“. Der andere Vorgang ist die einstimmige Annahme eines Antrages von Dr. Menzel, wonach bei Verteilung der Himmelfahrtskollekte auch der Allg. evang.-prot. Missionsverein berücksichtigt werden soll.

Allgem. evang.-prot. Missionsverein Bremen (Dom).
Sonntag, 22. Januar, 5 Uhr
Jahresfest.
Herr Pastor Dr. Portig (Ansprache und Bericht) und Herr Pfarrer Eichhorn aus Thüringen (Faberhospital in Tsingtau und chinesische Heilkunst). Kollekte.

Höhe 12 cm.
Oberer Durchmesser 6 cm.

Kleine Abendmahlskelche in stylgerechter Form zum Einzel-Gebrauch fabriziert in verschiedener Ausführung:
versilbert, poliert u. desgl. innen vergoldet; altsilber innen vergoldet.
Berliner Metallwarenfabrik
H. A. Jürst & Co. A.-G.
Adlershof-Berlin.
Musterläger: Ritterstr. 71, Friedrichstr. 64.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik. Papiertechnik. Programm kostenfrei.
Staatskommissar.

Harmoniums,
erstklassiges Fabrikat von vollendeter Tonschönheit liefert zu den günstigsten Bedingungen
E. Beckmann,
Dünnow i. Pommern.
Kataloge gratis und franko.

Harmonium.
Das Nordische Musikhaus in Flensburg, Inh. Pastor a. D. S. Simonsen, ist auf Anregung mehrerer Pastoren mit der Tendenz begründet, Musikfreunden beste Harmoniums u. Pianos zu tunlichst kleinem Preis zu liefern. 20 J. Garantie. Probesendung kostenlos. Kataloge gratis.

Der deutsche Protestantenverein
Von D. Hönig.
Preis 30 ₰.
Bremen. Carl Schünemann.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

5 Stück sortierte, schädelechte 6- u. 8-Ender
Hirschgeweihe
zusammen 20 Mk. Nachnahme.
Georg Fritzmann, Lichtenfels 3, Bayern.

Wollsachen
werden z. Kleiderstoffen, Buckskin, Teppichen u. Decken umgearb. i. d. Grünberger Wollweberei G. Allmendinger, Grünberg (Hess.)
Proben frei.
Mechanische Weberei.
Handweberei.

Kirchenheizung
best bewährtes und unbedingt billigstes irisches System; über 2000 Anlagen ausgeführt.
H. von Bötticher, Hamburg V.

Husten.
Tossapastillen heilen sofort jeden Husten, Heiserkeit, Verschleimung, Katarrh, Erkältungen. Nie versagendes Mittel. Unzähl. geholf. Glänzende Anerkennungen. 1 M. Bei 3 Sch. franko Zusendg. Apotheke z. Oberthor Nr. 54, Mülhausen i/Els.
Kerm. Ext. Seneg. aa 0,02, Terpin 0,04, Sacch. Vanill. ad 1,0.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt des Herrn Professor Lehmann-Hohenburg, Weimar, betreffend: „Naturwissenschaft und Bibel“, bei. Wir empfehlen denselben der geneigten Beachtung unserer Leser.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.